

Brief von Architekt Hans Marti an die Bauzeitung

Autor(en): **Marti, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **83 (1965)**

Heft 23

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-68180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Brief von Architekt Hans Marti an die Bauzeitung

Liebe Bauzeitung,

Welch hohe Ehre und grosse Freude, meinen lieben ehemaligen Vorgesetzten zum 65. Geburtstag gratulieren zu dürfen. Schade, dass ich das Wörtchen «ehemalig» niederschreiben muss. Vierzehn lange Jahre sasssen wir doch Seite an Seite, er am neuen stählernen Chef-schreibtisch still und ausdauernd den täglichen Pflichten nachgehend, ich am uralten hölzernen Pult einer versunkenen Zeit über den modernen Städtebau und den Sinn der Planung grübelnd. Ging es nicht weiter, wehte eisiger Wind durch die Spalten, fielen scharfe Hiebe, immer blieb Werner Jegher ruhig, war Meister der Lage und zuverlässiger Sekundant zugleich. Mächtige waren es, die mir das Schreiben verbieten wollten; Hochstehende prangerten die kleine Schreiberseele an; dem armen Hungerleider, der doch nur kümmerlich von der Bauzeitung ernährt werden könne, sprach man rundweg die Kompetenz ab; martialische Töne seien im friedlichen helvetischen Hause unerwünscht.

Gehabte Schmerzen, die habe ich gerne. Unentwegt und unerschüttert breitete mein Chef die schützenden Arme über mich aus. In der Bauzeitung schreibe, wer etwas auszusagen habe, gut begründet müsse es sein. Die Redaktion wähle und sei verantwortlich. 95 Aufsätze durfte ich unter seinen Fittichen schreiben, über die Grünzone, das Wohnen, die Arbeit, das Hochhaus, die Ausnützungsziffer, die Verkehrswege, das Verhältnis Mensch und Städtebau, immer wieder. Heute sitze ich alleine im Amt und denke mit Wehmut an jene arbeitsreiche und so fruchtbare Zeit zurück.

«Herr Jegher, darf ich den Titel „Wehe, wenn sie losgelassen . . .“ wählen? Ist es möglich, Städtebau eine menschliche Aufgabe zu nennen. Ist nicht Brasilia eine Stadt für Automobilisten und Marathonläufer? Victor Grün bezeichnet das Auto als den Mörder unserer gewachsenen Städte. Was meinen Sie dazu? Die Bauzeitung soll sich für die Reform des Hochschulwesens einsetzen. Expressstrassen im Gefüge der Stadtkerne stören mich, sie zerstören aber die Städte. Planung ist kein Gesellschaftsspiel für arbeitslose Architekten und ehrgeizige Gemeinderäte! Immer mehr Kantone und Städte ziehen den ungenügend honorierten Projektauftrag dem regulären Wettbewerb vor! Darf man das?» Tausend Fragen flogen von Tisch zu Tisch, nur wenige fielen darunter, oft waren lästige dabei, ich denke an Standesfragen, zweifelhafte Jurierungen und Bauschäden!

Wie oft durfte ich aus werdenden Aufsätzen einzelne Passagen, ja ganze Abschnitte vorlesen, um ihre Wirkung zu erproben! Wie oft kamen Manuskripte und Druckfahnen mit Korrekturen und Anregungen zurück! Interpunktion, Orthographie, Grammatik, Stil, oft sogar Aussage und Inhalt. Häufig wurde gedämpft, gelegentlich aber verstärkt, meistens gekürzt. Ich lernte Wiederholungen ausmerzen. Wie dankbar bin ich Herrn Jegher für dies eine: «Wenn Sie nochmals darüber nachdenken, können sie mit halb so viel Worten das gleiche aussagen, dann werden Sie gelesen. Der Same geht auf.»

Nur sehr selten, viel zu selten, greift der Chef selbst zur Feder. Wie schade – aber im Ablauf des täglichen Geschehens ist das gar nicht anders möglich, ich habe es selbst aus nächster Nähe miterlebt. Autoren, Setzer, Bittsteller, Zeichner, Büroangestellte, Freunde, Ver-

wandte, Politiker, Kollegen, Annoncenvermittler, Agenten, Händler, Gerufene und Ungerufene in bunter Reihe gingen in der türlosen Redaktionsstube ein und aus; das Schutzpolster geheimnisumwitterter Vorzimmer gab es damals noch nicht. Wer anrief, wurde verbunden. Ein wahres Bienenhaus mit vielen fleissigen Bienen. Wer's nicht miterlebte, kann's nicht glauben. Nur zwei Mal rissen die Nerven: ein Bild wurde in letzter Minute von der Firma des Verfassers gesperrt (eine halbe Seite blieb leer; welche Schande, ungenutztes weisses Papier in der SBZ!) und ein Cliché stand ein andermal auf dem Kopf, wo war die peinliche Kontrolle geblieben!

Man muss dabei gewesen sein, um zu wissen, wie die Zeitschrift entsteht. Woche für Woche rinnt unerbittlich ab. Die Zeit ist von Montag bis Samstag bingelig genau eingeteilt. Kaum ist die Nummer erschienen – die Druckschwärze ist noch nicht trocken –, schon liegt die nächste bis auf Kleinigkeiten fertig auf dem Tisch, es fehlen noch die Wettbewerbsergebnisse der Woche und der Vortragskalender. Die übernächste wird umbrochen, Fahnen werden gedruckt, Clichés ausgeschnitten und geklebt, Korrekturen angebracht, hin zu den Kollegen, her zum Redaktor, hinunter in die Setzerei, zurück zum Autor, schnell zum Korrektor (der Jegher selber ist), hinein ins Fach «Nächste Nummer», obwohl es eigentlich die übernächste wäre. Das habe ich nie gelernt! Es beginnt die Arbeit an der nächstfolgenden und an der übernächstfolgenden . . . Autoren werden gemahnt, Zeichnungen mit den Zeichnern des Hauses besprochen, Wettbewerbsergebnisse müssen gesammelt werden, telephoniert wird, geredet, besprochen, konferiert, wie man will, die Zeit steht ja wegen der SBZ nicht still, und die Leser, Arch. und Ing., fordern ihr Recht. Dem Ing. erscheinen zu viele Arch.-Artikel, dem Arch. zu viele Ing. Der Masch.-Ing. wird gut durch A. O. bedient, der auch dem Phil. etwas bietet. Und dazu die Sondernummern S.I.A., G.E.P., Muba . . . und zu Weihnachten sollte man doch feierlich sein, vielleicht auch zu Ostern. Wer schreibt den Nekrolog eines lieben, eines berühmten, eines nahestehenden Toten, wer beschreibt die Bücher, die oft serienweise produziert werden, wer gratuliert wem? Papierstösse, Clichévorlagen, Zeichnungen und Tabellen, ein Wirbel, ein herrliches Durcheinander.

Herr Werner Jegher hat einen klaren Kopf. Er behält die Übersicht. Ich habe in all den vielen Jahren nur einmal erlebt, dass er etwas – einen 60. Geburtstag – wirklich vergessen hat, den Geburtstag eines berühmten, ihm sehr nahestehenden Freundes. Vielleicht war sogar ich schuld daran mit meinen Fragen: «Herr Jegher, darf ich . . .?»

Ja, liebe Bauzeitung, in diesen Sturm- und Drangjahren habe ich viel gelernt. Ich habe auch einen lieben, mutigen und zuverlässigen Menschen kennengelernt, dessen unheimliche Ruhe und umfassende Güte leuchten, ja sie strahlen und spenden Wärme. Jetzt sitze ich allein in meiner Amtsstube. Mir gegenüber ist gähnende Leere, niemand sitzt da, den ich fragen, dem ich mein Herz ausschütten könnte. Wie schön wäre es und wie ermunternd, wenn ich wie damals Fragen an ihn richten dürfte! Ich denke darüber nach, wie ich ihm, den ich wie meinen Vater liebe und verehere, Freude bereiten könnte. Vielleicht so: ich schicke Euch, liebe Bauzeitung, meine jüngste Arbeit, die ich ganz ohne ihn leisten musste. Vielleicht habt Ihr Platz, wenn sein 65. gefeiert wird.

Euer H.M.

Aufgaben der Stadtplanung Zürich

Von Hans Marti, Delegierter des Stadtrates Zürich

Am 18. März 1964 durfte ich im hiesigen Gemeinderat über den Stand der Stadtplanung reden, am 18. November fand die Diskussion statt. Es ergab sich, dass die Stadt, ähnlich anderen öffentlichen Körperschaften, für die grossen Zukunftsaufgaben im Augenblick zu wenig Geld hat. Diese Feststellung ist ernüchternd, keineswegs aber deprimierend. Sie kann aber auch nicht wegweisend für die Zukunft sein; sie muss uns anspornen. Sonst veraltet Zürich. Die *bisherigen Methoden der Planung und Finanzierung genügen nicht, um eine Grossstadt, die rings um unsere Stadt heranwächst, in Ordnung zu entwickeln*. Wir müssen anders an das Riesenproblem herantreten als in den letzten Jahrzehnten.

Schon zwei Mal musste man in Zürichs neuerer Geschichte Mittel und Wege suchen, um aus ähnlichen Klemmen herauszukommen (1893 und 1934). Beide Male aber kam der Anstoss von aussen. Es waren die Vororte, die auf den Zusammenschluss mit der Stadt drängten, vorab jene, die in finanzielle Not geraten waren. Die Verschmel-

Auszüge aus Vorträgen im Z. I. A. und im ACS Zürich
zung mit der Stadt versprach eine Verbesserung der Verhältnisse, die dann tatsächlich zum Segen beider Teile eingetreten ist. Zürichs Eingemeindungen haben den Fortschritt bewirkt – das dürfen wir ruhig sagen – obwohl das, was Zürich heute ist, im schweizerischen Rahmen schon recht gross, im kantonalen noch viel grösser erscheint. Rein vom Städtebau – wenn ich mich so ausdrücken darf – hat unsere Stadt das tragbare Mass erreicht. Die Quartiere ennet des Milchbuckls, in Witikon, Leimbach und Albisrieden sind weit vom Kern entfernt; die Höhenzüge des Zürich- bzw. Käferberges wirken trennend, die stark bewegte Topographie ist der Entwicklung hinderlich. Eine weitere Eingemeindung – man redet gelegentlich davon – dürfte nicht angebracht sein, denn alle, die laut und vernehmlich über die Region Zürich reden, sagen das Gegenteil aus – so auch ich! Gründe gegen eine weitere, dritte Eingemeindung finden wir in der Gemeindeautonomie, der wir Schweizer gerne die Referenz erweisen. Die Gründe sind aber auch darin zu suchen, dass man kaum wüsste, wo die

DK 711.4